



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Zustände in Sardinien. 1. : Die Stimmung und das Heer.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Zustände in Sardinien.

1.

### Die Stimmung und das Heer.

Der Ticino, welcher das Königreich Sardinien von den italienischen Provinzen seiner k. k. apostolischen Majestät trennt, ist nur ein kleiner Fluß, und doch bildet er gegenwärtig eine gar gewaltige Scheidelinie. Selten habe ich einen so jähen Gegensatz zwischen zwei Nachbarstaaten gefunden, wie jetzt beim Uebergange von österreichischem auf sardinisches Gebiet. Und doch ist das Volk jenseit und diesseit der gelben Wasser des Ticin dasselbe, es spricht eine Sprache, hat gleiche Lebensgewohnheiten und Sitten, nährt gleiche glühende Hoffnungen, gleich tiefen Haß. Der Bauer der Lombardei würde mit ruhiger Miene den k. k. Gensdarmen, den irgend ein Unglück trafe, hilflos umkommen lassen, nicht einmal weibliches Mitleiden könnte den tiefen nationalen Haß besiegen, selbst der Räuber und Mörder wird von seinen Landsleuten nur selten ihren fremden Beschützern verrathen, wenn es aber gilt, die fecken sardinischen Schmuggler zu unterstützen, oder gar irgend einen geächteten Flüchtling der Polizei zu verbergen, dann ist der Longobarde in Feuer und Flammen, er besiegt seine Indolenz und vergißt sogar seinen Eigennuz. Ist aber die sardinische und longobardische Bevölkerung, soweit letztere ihre Gefinnungen äußern darf, aus denselben Stoffen, so sind die oberen wie niederen Behörden derselben desto mehr verschieden. Alle Personen, mit denen der Reisende in den k. k. Provinzen Italiens zusammenkommt, sind fast durchweg nicht Söhne derselben. Das an 100,000 Mann starke Heer, dessen Soldaten in starken Patrouillen Wachen und unzähligen Posten überall, selbst in den kleinsten Städten, sich zeigen, sind größtentheils Slaven, Ungarn und Deutsche. Die italienischen Truppen, stehen jetzt sämmtlich in Böhmen, Gallizien und Ungarn, dagegen vorzugsweise viel böhmische, gallizische, mährische und steyerische Regimenter in Italien. Selbst die grün und rosen-

rothen Gensdarmen, mit ihren preussischen Pickelhauben und französischen gelben Fangschmuren, sind größtentheils Welsch-Tyroler, da sie der italienischen Sprache mächtig sein müssen, doch auch Böhmen, Deutsche, Croaten; nur selten eigentliche Italiener. Gleiches ist bei den Post-, Steuer- und Polizeibeamten der Fall. Das Volk selbst in allen seinen Ständen, mit Ausnahme derjenigen, die unmittelbar darauf angewiesen sind, von den Fremden zu leben, wie Gastwirthe, Lohnbediente, Betturine, Kofferträger und Bettler, wird sorgfältig jegliche Berührung mit denselben vermeiden, zumal wenn es den Deutschen in ihnen erkannte. Selbst auf höfliche Fragen an anständige Personen, nach Straßen und Plätzen u. s. w. erhält man in Mailand häufig gar keine Antwort, kein Longobarde wird sich im Postwagen, Kaffeehaus, Theater mit einem Deutschen so leicht in ein Gespräch einlassen, ja das Erscheinen eines Deutschen reicht hin, ein ganzes Kaffeehaus verstummen zu machen, eine Wirthsstube sogar zu leeren. Es sind in Mailand einige Kaffee- und Gasthäuser, die nur von Officieren und Beamten besucht werden, und selten wird ein Italiener dieselben betreten, ja viele werden es vermeiden, an denselben auch nur vorüber zu gehen. Selbst das weibliche Geschlecht, vornehm wie gering, theilt mit wenigen Ausnahmen diese Zurückhaltung gegen die Oestreicher und Alle, die sie mit denselben in Zusammenhang glauben. Der stattlichste Grenadier soll in Mailand oder Brescia nur mit der größten Schwierigkeit ein italienisches Dienstmädchen zur Geliebten bekommen können; die Dame von Stande wird sehr selten mit einem Officier sprechen, oder gar tanzen. Habe ich doch auf dem Lago-Maggiore gesehen, daß ein sehr artiger östreichischer Officier einer jungen schönen Dame aus einer vornehmen italienischen Familie bei dem Einsteigen von dem Dampfer in das stark schwankende Boot behilflich sein wollte, diese aber mit verächtlicher Geberde seinen Arm zurückschob und in italienischer Zunge sagte: „ich habe Ihre Hilfe nicht verlangt, mein Herr“, und so wartete, bis der Bootsführer ihr behilflich sein konnte. Solche und ähnliche kleine Züge, die den unheimlichen Zustand in den italienischen Provinzen Oestreichs genügend charakterisiren, wird man überall in Menge finden.

Ganz anders, sobald man das sardinische Gebiet betreten hat. Zuerst fällt dem Reisenden auf, daß er kaum ein Viertel so viel Militair- und Civil-Uniformen erblickt. Die zahlreichen Infanterie- und Cavallerie-Patrouillen auf der Landstraße haben aufgehört, die Thore der kleinen Städte und Flecken sind nicht mehr mit Piquets besetzt. Nur die Gensdarmrie ist ziemlich zahlreich. Ein zwangloser fröhlicher Verkehr, wie der Italiener ihn so sehr liebt, herrscht zwischen der bewaffneten Macht und dem Bürgerthum, von einer Absonderung, einem gegenseitigen Haß zwischen Beiden keine Spur. Soldaten sitzen in den Schankstuben und trinken lachend und scherzend mit den Bauern oder Handwerkern aus denselben „Bottiglia“ den dunkeln rothen Wein, Officiere plaudern in den Kaffeehäusern unbefangen mit Civilisten, wandern Arm in Arm mit ihnen umher. Man

steht, Kriegerstand und Bürgerthum sind hier demselben Volke entsprossen, von gleicher nationaler Gesinnung befeelt.

Das sardinische Heer ist in seiner äußern Haltung wie in seiner Zusammensetzung ein sehr tüchtiges, das den Vergleich mit keiner andern europäischen Armee zu scheuen braucht. Die Infanterie hat in ihrer Uniformirung und gewandten militairischen Haltung sehr viel Aehnlichkeit mit der preussischen. Was die Leichtigkeit des Exercirens und die Schnelligkeit aller Bewegungen anbetrifft, so dürfte sie sich mit der östreichischen Linien-Infanterie vollkommen messen können, ja diese vielleicht übertreffen. Bei Ertragung von Strapazen und Ausdauer im Marschiren aber sind die älteren, langgedienten Soldaten der meisten slavischen Infanterie-Regimenter Oestreichs den Sardinern offenbar überlegen. Einen Vorzug besitzt das sardinische Heer, es ist ganz aus einer Nationalität hervorgegangen. Es liegt mir fern, die vielen und nicht geringen Vorzüge, welche die k. k. Armee unbestritten besitzt, irgendwie im mindesten herabsetzen zu wollen. Sehr viel geschieht jetzt für das Heer Oestreichs, die Hauptstütze des Kaiserstaates, so daß man wol mit Recht etwas Tüchtiges von demselben erwarten kann. Die große Verschiedenheit der Nationalitäten aber, die in demselben dienen, und sich doch dabei bitter unter einander hassen, wird stets eine schwache Stelle desselben bleiben, der selbst bei dem besten Willen nicht abzuhelfen ist. Bei den Officieren macht sich diese Nationalitätseifersucht nicht geltend, dort herrscht im Gegentheil ein so inniges Verhältniß, wie man es in keinen anderen Heeren findet. Sind doch besonders jetzt, wo man sehr wenige Ungarn, Italiener und polnische Edelleute als Officiere in der Arme hat, fast ein Viertel Ausländer, die keine andere Heimath als die kaiserlichen Fahnen kennen, Desto schärfer tritt der Nationalitätenhaß unter der Mannschaft hervor. Der Böhme verachtet den Deutschen und haßt den Ungarn und wird von diesen Beiden wieder mit ungünstigen Augen angesehen. Der Ungar steht schroff allen Anderen gegenüber, in denen er die Besieger seines Vaterlandes erblickt, und nicht geringern Haß hegt der italienische Soldat gegen alle seine polnischen, deutschen, böhmischen und croatischen Kameraden, mit welchen er jetzt gezwungen den gleichen Rock trägt. Gerade dieser geringe kameradschaftliche Sinn läßt die Soldaten der verschiedenen Nationalitäten sich im Felde nicht gegenseitig unterstützen, er hat bewirkt, daß die k. k. Armee bei den letzten Feldzügen in Italien und Ungarn verhältnißmäßig so ungeheure Verluste erlitten hat. Es ist unglaublich fast, welche Opfer an Menschen manche Regimenter weniger in den Feldschlachten, als bei anderen Gelegenheiten verloren haben, und ist dieser Verlust in seiner vollen Stärke nie, auch nur annäherungsweise bekannt gemacht worden. Der italienische Soldat ist nicht erzürnt darüber, wenn seine böhmischen Kameraden recht viele Verluste erleiden; der Böhme, der im Lazareth zum Krankenwärter commandirt ist, läßt sich die Sorge für die Deutschen oder Ungarn gerade nicht allzu angelegentlich

sein, und so geht es fort. Selbst die strengsten Befehle der Officiere können dergleichen Mißverhältnisse nicht ausgleichen, wenn es an gutem Willen, an eigenem Interesse der Mannschaft fehlt. Ein zweiter Uebelstand, der sich aus diesen verschiedenen Nationalitäten ergibt, ist, daß die Soldaten oft so sehr geringe Anhänglichkeit an ihre Officiere haben und denselben so fern gegenüberstehen. Besonders jetzt, wo die ungarischen und italienischen Regimente fast durchgängig von fremden Officieren befehligt werden, tritt dies scharf hervor. Es giebt in den ungarischen Regimenten, namentlich bei den ganz neu organisirten Husaren-Regimenten, junge deutsche Rittmeister, denen die in Oestreich allmächtige Protection ein bevorzugtes Avancement verschaffte, die sich kaum auf das Nothdürftigste mit den Soldaten ihrer Schwadron unterreden können. Zwar ist in letzter Zeit ein erneuter Befehl gegeben, daß jeder Officier die Sprache des Regiments, bei dem er diene, auch sprechen müsse, doch fehlt es an der pünktlichen Ausführung desselben. Bei den vielen Versetzungen, die besonders bevorzugte Officiere, welche man rasch avanciren lassen will, von Regiment zu Regiment, erfahren, bleibt ihnen selbst beim besten Willen kaum Zeit und Muße, die mannichfachen Sprachen und Dialekte auch nur einigermaßen zu lernen. Welche vielfachen Uebelstände es aber im Felde herbeiführt, wenn der Officier die Sprache der Leute, die er befehligen soll, nicht sprechen kann, zumal wenn diese keinen besondern Enthusiasmus für die Sache haben, bedarf keiner Auseinandersetzung.

In der sardinischen Armee ist dies nicht der Fall, sie ist ganz aus einem Gusse. Dazu verbindet noch ein festes Band dieselben und dies ist — leider — der glühendste Haß gegen Oestreich. Von diesem Haß sind Alle, Alle, ohne Ausnahme beseelt. Der älteste General wie der jüngste Tambour, der aristokratischste Edelman wie der demokratischste ci-devant Freischärler tragen denselben mit gleicher Stärke in ihrer Brust. Man sagt uns nach, wir Deutschen mit unsrem kalten ruhigen Blut verständen weder heiß zu lieben, noch zu hassen, und wahrlich von diesem intensivsten, Alles durchdringenden Haß, wie er im Volke und in der Armee Sardiniens herrscht, kann man sich bei uns kaum einen Begriff machen. Gegen die Oestreicher wieder zu kämpfen, ist der einzige Wunsch Aller, für dessen Erfüllung man vieles Andere mit Freuden hingeben würde. Unablässig werden die beschwerlichsten Waffenübungen vorgenommen, und den ganzen Tag wird in allen Garnisonen auf eine Weise exercirt und marschirt, wie man sie in Potsdam nicht strenger sehen kann. Und wenn die etwas weichlichen Piemontesen der Ebene sich dabei ermattet zeigen, und der lebhafteste verwöhnte Genuese sich langweilt, dann bedarf es nur einer leisen Andeutung, daß man in den Waffen geübt sein müsse, um den hoffentlich bevorstehenden Kampf mit Ehren zu bestehen, und neuer Eifer beseelt Alle. Solcher Geist herrscht überall im Heere Sardiniens.

Aber diese Kriegslust gegen Oestreich, so gewaltig sie auch ist, übertäubt

doch nicht die Stimme der ruhigen Besonnenheit. Man hat in den für Sardinien unglücklichen beiden Feldzügen von 48 und 49 einige sehr bittere Erfahrungen machen müssen, deren Eindruck für die kommenden Zeiten nicht verloren gegangen ist. Die erste dieser Erfahrungen ist die, daß Sardinien allein für sich unmöglich einen Kampf mit Oestreich beginnen, und noch viel weniger auf die Länge aushalten kann; der sardinische Staat zählt an 5 Millionen Einwohner, und kann bei der größten Anstrengung nur eine Armee von höchstens 55—56,000 Mann Landtruppen in's Feld stellen; der östreichische aber von 38 Millionen läßt leicht 300,000 Soldaten marschiren. Dieses große Uebergewicht der k. k. Armee macht natürlich die Besetzung der sardinischen, wenn diese allein auf sich angewiesen wäre, ganz unzweifelhaft. Was hätte es letzterer auch, wenn sie das östreichische Heer selbst in der blutigsten Feldschlacht völlig geschlagen hätte, da dieses auch den größten Verlust durch Heranziehung von Reserven schnell wieder ergänzen kann. Man hat dies in den Feldzügen von 48, besonders aber von 49 deutlich gesehen. Trotz des feurigen Muthes und einer exträglichen Waffentüchtigkeit, welche schon damals selbst die Feinde rühmend anerkannten, ist die sardinische Armee jedesmal völlig besiegt worden, weil sie in der Minderzahl und ohne Reserven kämpfen mußte, welche letzteren die Oestreicher ungeachtet vieler für sie ungünstigen Verhältnisse immer herbeiziehen konnten. Auch im Jahre 48 war die östreichische Armee stärker wie die regulären Truppen, die ihr gegenüber im Felde standen. Ich will hierdurch nicht die unbestreitbaren großen Verdienste des Marschalls Radetzky, der damals allein die aus einander fallende Monarchie gerettet hat, verringern. Gerade daß er es verstand, unter so schwierigen und hemmenden Verhältnissen doch ein tüchtiges und überlegen starkes Heer zu vereinigen, ist sein und seines Generalstabs größtes Verdienst. Die zweite ernste Lehre, die man in jenen Jahren erhielt, war die, nicht allzu viel auf Volksbegeisterung, die sich mehr in Worten wie Thaten zeigt, zu bauen, und die Hilfe von Freischaaren und ähnlichen undisciplinirten Truppen nicht hoch anzuschlagen. Diese „Crociati“ und Parteigänger haben nach der einstimmigen Versicherung der sardinischen Officiere ihnen mehr geschadet als genügt. Es war nie mit Sicherheit auf dieselben zu zählen, und wenn auch nicht immer der Muth fehlte — bei Vielen soll auch dies der Fall gewesen sein — so doch stets die nöthige Disciplin, ohne welche es im Kriege einmal nicht geht. Jeder Anführer einer solchen Schaar hat lieber auf eigene Faust operirt, wie sich den Befehlen des Obercommandos gefügt, und die einzelnen Untergebenen sind dem Beispiele ihrer Führer gefolgt. Ist doch der Italiener noch ungleich redseliger und aufgelegter zum Renommiren und Ausschneiden, als der Deutsche. — „Ein Paar Bataillone von unsren Bersagliere (Bergschützen) und einige gute schwere Batterien haben den Oestreichern mehr geschadet, wie alle diese Haufen von Freischaaren mit ihren rothen wallenden Federn auf den Calabreser-Hüten, mächtigen

Bärten und klappernden Säbeln.“ Dies ist der Refrain aller Betrachtungen über die letzten Kriege, welche sardinische Officiere anstellten. Sie verachten jetzt ein wenig die Begeisterung des Volks. Dasselbe Volk von Mailand, das im Anfang des Krieges von 1848 die sardinischen Truppen mit überschwänglicher Begeisterung aufnahm, verschloß denselben später bei ihrem nothgedrungenen Rückzuge die Thore, verweigerte ihnen fast die Lebensmittel, höhnte den nach der müthigsten Gegenwehr, in der er sich selbst wiederholt der größten Todesgefahr ausgesetzt hatte, besiegten König Karl Albert. Dieser Eindruck ist im sardinischen Heere nicht verloren gegangen, und hat dasselbe mit Recht mißtrauisch auf die Hilfe gemacht, die das patriotische Italien ihnen leisten würde.

Benutzen wird man freilich bei einem möglichen Kriege gegen den Kaiserstaat gewiß den allgemeinen tiefen Haß des italienischen Volkes. Aber man sieht sich nach einem festern und sichern Bundesgenossen um, und diesen glaubt man jetzt in Frankreich und zwar in dem Heere desselben gefunden zu haben. Es ist unverkennbar, daß im sardinischen Heere jetzt eine große Zuneigung zu dem französischen herrscht, die, erst in den letzten Jahren entstanden, immer noch im Zunehmen begriffen ist. Man glaubt, daß die Franzosen die mächtigsten und sichersten Bundesgenossen der Sardinier in dem Kampfe gegen die österreichischen Heerestheile sein werden, und würde sehr gern vereint mit ihnen in den Krieg gehen. Daß Louis Napoleon als Kaiser der Franzosen, über kurz oder lang, einen Kampf mit den östlichen Mächten beginnen müsse, ist die allseitige Ansicht in der sardinischen Armee. In diesem Fall wünscht man die Avantgarde der Franzosen in Italien zu sein, und hofft, daß Frankreich die nicht geringe Unterstützung, die ihm dadurch wird, wohl zu würdigen verstehe. Der Italiener hat überhaupt vielfache Aehnlichkeit mit dem Franzosen und wird sich stets noch am meisten zu diesem Nachbar hingezogen fühlen. In der Lombardei kann man dies noch deutlich verspüren. Dieselbe ist wahrlich vom Kaiser Napoleon nicht glimpflich behandelt worden, und hat große Opfer an Geld wie Menschen für die Kriege desselben hingeben müssen. Trotzdem steht die Zeit der Napoleonischen Herrschaft noch bei dem ganzen Volke im besten Andenken, und wird sehulichst zurückgewünscht. Oestreichs Regierung hingegen hat seine italienischen Provinzen in materieller Hinsicht bevorzugt und ungemein viel für Handel, Industrie und Ackerbau derselben gethan, und doch sind 80,000 Mann Truppen nothwendig, die kaiserlichen Doppeladler daselbst zu schützen. Hätten jetzt die lombardisch-venetianischen Provinzen wieder Aussicht, einem italienischen Vice-Königthum unter Frankreichs Schutz anzugehören, ich bin überzeugt, mit allgemeinem Jubel würden sie diese Nachricht begrüßen.

Auf jede Weise suchen Franzosen und Sardinier das Bündniß zu befestigen, besonders Louis Napoleon läßt in kluger Berechnung der Vortheile, die ihm dadurch erwachsen, kein Mittel ungebraucht. Französische Officiere aller Grade steht

man jetzt sehr häufig in den sardinischen Garnisonsorten, wo sie mit ihren dortigen Kameraden, in dem freundlichsten Verkehr leben und sich sehr angelegen sein lassen, dem militairischen Stolz Letzterer zu schmeicheln, und besonders das Benehmen des Heeres in den letzten Kämpfen gegen Oestreich zu rühmen. „Auf gute Waffenbrüderschaft im Kriege;“ „auf Wiederkehr der Tage von Marengo, Austerlitz und Wagram, wo die Italiener und Franzosen zusammen kämpften,“ solche und ähnliche Trinksprüche, nicht ohne Bedeutung, werden häufig ausgebracht. Auch an französischen Orden und anderen Auszeichnungen fehlt es nicht, und wenn höhere sardinische Officiere nach Frankreich kommen, werden sie überall außerordentlich ehrenvoll aufgenommen. Haben doch schon förmliche gegenseitige Musterrungen stattgefunden, und ein französischer Divisions-General inspicierte noch in diesem Herbst die militairischen Kräfte Sardiniens mit großer Genauigkeit, wie auch wieder dem sardinischen General Marmora zu Ehren in Frankreich Regimente ausrücken mußten.

Daß man von östreichischer Seite diese Hinneigung Sardiniens zu Frankreich mit nicht geringem Mißtrauen sieht, ist natürlich. Man möchte dieselbe zu hintertreiben suchen, vermag aber kein wirksames Mittel zu ergreifen. Ist doch auch die französische Diplomatie jetzt so beliebt am sardinischen Hofe, daß überall französische Gesandten die sardinischen an den Orten, wo diese fehlen, ersetzen müssen. Vor dem Jahre 1848 geschah dies größtentheils durch die östreichischen Gesandtschaften. Daß übrigens der Zuwachs, den Frankreichs Macht, bei einem etwaigen Kriege mit dem Osten, an dem sardinischen Heere erhält, kein geringer wäre, leuchtet wohl ein. Die Linieninfanterie Sardiniens ist in sehr gutem, vollkommen schlagfertigen Zustande. Ganz vortrefflich sind die sogenannten Bersaglieri (Bergschützen), von denen jetzt jede Infanterie-Brigade ein Bataillon besitzt. Großentheils aus den gewandtesten Söhnen der Hochgebirge Savoyens zusammengesetzt, und auf sehr leichte und zweckmäßige Weise bewaffnet und uniformirt, sind diese Bersaglieri eine Truppe, die es vollkommen mit den tyrolerischen und steirischen Jägern Oestreichs aufnehmen kann.

Ganz vortrefflich sowol in Ausstattung an Roffen und Geschützen, wie auch an praktischer Ausbildung der Mannschaft und geistiger Befähigung der Officiere, ist die Artillerie, die man der französischen gleichstellen kann.

Nicht so viel Gelegenheit, sich auszuzeichnen, ward der Reiterei. Italien mit seinem oft sehr coupirten Terrain bietet selten der Reiterei ein günstiges Feld für massenhaftes Auftreten, und selbst die weiten Ebenen der Lombardei sind in Folge ihres sorgfältigen Anbaues zu sehr mit Wassergräben durchschnitten, oder oft auch mit Bäumen und Hecken besetzt, als daß viele große Cavallerie-Angriffe auf ihnen geschehen könnten. So hat in den letzten Kriegen die Cavallerie auf beiden Seiten verhältnißmäßig am wenigsten gethan, und in bedeutenderen Gefechten nie den Ausschlag gegeben. Dieses Gefühl, einen geringern

Rang in der Wehrkraft des Landes einzunehmen, drückt sich auch in der sardinischen Reiterei aus, obschon sie, wie überall der Fall, die elegantesten und von Aussehn ritterlichsten Officiere besitzt. Dazu kommt, daß der Italiener, gleich seinem Nachbarn, dem Franzosen, im Allgemeinen kein guter Reiter ist. Seiner leichten, quecksilberartigen Natur sagt der Dienst zu Roß und noch weniger die Wartung und Fütterung desselben, die besonders auf Märschen und im Kriege sehr viel Unbequemeres hat, nicht sonderlich zu. Auch eine gute Remontirung der Reiterei ist für die sardinische Regierung schwierig und kostspielig, da die Pferdezuucht des eigenen Landes nicht dafür ausreicht, und man für große Summen Rosse aus dem fernen Norddeutschland kommen lassen muß. Dem Auge gewährt die sardinische Reiterei einen stattlichen Anblick. Die Rosse derselben sind groß und gut genährt, die Leute kräftig und von hübschen Gesichtszügen, und die einfach geschmackvolle, knappe Uniform steht ihnen sehr gut. Daß aber die militairische Tüchtigkeit dieser Cavallerie den k. k. Reiterregimentern, den polnischen Uhlanen, böhmischen Cuirassieren und ungarischen Husaren widerstehen kann, möchte ich bezweifeln. Oestreichs Reiterei ist entschieden die stärkste Seite seiner militairischen Macht, und Frankreich, Sardinien, ja auch Preußen möchten es bei den größten Anstrengungen hierin schwerlich erreichen. Dies weiß man recht wohl im Kriegsministerium in Turin, daher man dieselben nicht vermehrt, sondern die Kosten lieber für Vermehrung der Bersaglieri und Verstärkung und Verbesserung der Artillerie verwendet. Eine gut bespannte, rasche Artillerie mit weithin reichenden Zwölfpfündern, selbst für den Felddienst, und gewandte, ausdauernde, gut zielende Jäger, mit den besten Büchsen der neuesten Erfindung bewaffnet, darauf kommt es bei allen ferneren Kämpfen in Italien vorzugsweise an. Hierin hat die sardinische Armee ihre Hauptstärke.

Im vortrefflichen Zustande ist auch das Geniewesen und Alles, was dazu gehört, alle militairischen Bildungsanstalten und Kriegsschulen. Früher hat man sich die desfalligen Einrichtungen in der preussischen Armee unbedingt zum Muster genommen, und sardinische Officiere sind wiederholt in Berlin gewesen, dort zu lernen. Seit dem Jahre 1850, wo man vergebens hoffte, mit Preußens Heer vereint gegen Oestreichs Oberherrschaft zu kämpfen, hat das Vertrauen auf die militairische Thätigkeit desselben leider einen gewaltigen Stoß erhalten. Man hat sich jetzt auch in allen derartigen militairischen Einrichtungen die französische Armee zum Muster genommen, und statt nach Berlin gehen die sardinischen Officiere jetzt nach Paris zu lernen. Ich könnte überhaupt bei dieser Gelegenheit noch Manches über den Eindruck, den Preußens Benehmen im Herbst 1850 und die Schlacht bei Bronzell unter den sardinischen Officieren hervorgerufen haben, anführen. Wohlthuend und unserem Stolze schmeichelnd sind die Urtheile gerade nicht.

Eine eigenthümliche Reserve des Heeres, im Fall dasselbe zum Kampfe

gegen Oestreich ausrücken müßte, bildet die zahlreiche Nationalgarde Sardinien's. Ich gehöre nicht zu den Bewunderern von Nationalgarden und ähnlichen Instituten, und glaube, daß man mit denselben schwerlich jemals Feldschlachten gewinnen wird. Wo aber eine solche nationale Begeisterung und zugleich ein solch tiefer nationaler Haß herrscht, wie durchweg bei allen Ständen in Sardinien, da bildet eine gut organisirte Nationalgarde eine Reserve des Heeres, die den notwendigen Dienst im Innern des Landes vollkommen tüchtig versteht. Das ganze sardinische Heer kann bis auf den letzten Mann in's Feld rücken, das k. k. östreichische muß in jedem größern Orte, und besonders in jeder Festung der italienischen Provinzen, bedeutende Garnisonen zurücklassen, um sich zu sichern. Dies ist kein geringer Nachtheil. Auch als Besatzung der Festungen und zur Vertheidigung derselben im Fall einer Belagerung wird die sardinische Nationalgarde die besten Dienste leisten, die Disciplin derselben ist nicht schlecht, denn auch ihr haben die Jahre 1848 und 1849 die blutige Lehre gegeben, daß eine bewaffnete Truppe ohne Disciplin keinem Lande und keiner Sache auch nur den mindesten Nutzen leisten wird.

Von nicht geringer Bedeutung ist bei einem Kampfe auch die Flotte Sardinien's. Dieselbe hat, große wie kleine Schiffe zusammengerechnet, ungefähr 550 Kanonen am Bord, und in Kriegszeiten ungefähr 3500 Mann zur Bemannung, die Matrosen derselben sind größtentheils Genuesen, die besten Seelente, welche Italien besitzt. Sehr unterrichtete und praktisch und theoretisch ausgebildete Männer soll man unter den sardinischen Seeofficieren finden, wie mir ein englischer Marine-Officier, dem wohl ein Urtheil hierüber zustand, wiederholt versicherte. In den Jahren 1848 und 1849 war die sardinische Flotte der östreichischen weit überlegen, und vermochte Triest zu blockiren, ohne daß nur ein k. k. Kriegsschiff dagegen zu kämpfen wagte. Seit jener Zeit hat Oestreich für seine Flotte sehr viel gethan, und weder Geld noch Kosten gescheut, dieselbe zu vermehren und zu verbessern. Wie weit ihm dies gelingen ist, vermag ich selbst nicht genau zu beurtheilen, mein Gewährsmann hatte aber keinen hohen Begriff von den Kriegsschiffen der Adria. Er behauptete, die Schiffsmannschaft sei von lässigem, widerspänstigem Geiste beseelt, da sie größtentheils aus Italienern bestände, die nur gezwungen dienten, und wenig Vertrauen zu den deutschen und slavischen Officieren zeugten, die man ihnen in den letzten Jahren statt der vielfach compromittirten Italiener gegeben habe. Auch seien unter den östreichischen Seeofficieren viele, die früher im Landheere gedient hätten, gar keine Erfahrung vom Seedienste besäßen, und noch keine weiteren Fahrten wie von Venedig nach Triest oder nach Pola auf dem Meere gemacht hätten. Trozdem, daß die k. k. Flotte der sardinischen jetzt an Schiffen überlegen sei, und besonders bessere und neuere Dampfer besäße, behauptete er doch, daß letztere vollkommen dem Kampfe mit ersterer gewachsen sein würde. So das Urtheil meines ruhigen, leidenschaftslosen Capi-

tains. Von demselben kriegerischen Geiste und nationalen Eifer wie das Heer ist auch die Flotte Sardiniens ergriffen.

Eine weitere Bedeutung bei einem Kampfe Frankreichs gegen Oestreich gewinnt die sardinische Armee noch dadurch, daß sie den Stamm abgeben wird, um den sich andere italienische Heerestheile versammeln werden. Der Widerwille sämmtlicher Italiener gegen die jetzt auf dieser Halbinsel herrschende östreichische Suprematie ist so groß, daß es den Staaten, die sich derselben am meisten unterworfen haben, Toscana, Modena und dem Kirchenstaat, bei den eifrigsten Anstrengungen noch immer nicht gelingen will, nur einige Bataillone irgendwie zuverlässiger Truppen aus Landeseingebornen zu bilden. Es braucht nur ein Corps von 20,000 Franzosen in Italien einzurücken, um die leicht zu erheizende Phantasie der Italiener durch einige feurige Proclamationen zu erregen, und Schaaren von Römern, Modenesen, Toscanern, abgesehen von den Lombarden, werden den Reihen der sardinischen Armee zusteuern, und dieselben um manche tausend Mann verstärken. Auch Neapels Heer, das auf Befehl des jetzigen Königs den östreichischen Truppen als Bundesgenossen dienen mußte, dürfte denselben wenig Nutzen bringen. Es sollen auch unter den neapolitanischen Truppen arge nationalitalienische Gesinnungen herrschen; dazu sind die Erinnerungen an König Murat's Herrschaft noch nicht ganz verschwunden, und wie in der Vergangenheit Alles in glänzenderem Licht als in der Gegenwart erscheint, so soll das Volk und das Heer Neapels jetzt häufig und gern an jene Zeiten zurückdenken; französische Officiere von den Occupationstruppen in Rom sollen auf einer Reise in Neapel allgemein mit so lebhaftem Interesse aufgenommen worden sein, daß man Allerhöchsten Orts nichts weniger wie zufrieden darüber gewesen ist. Uebrigens kann der König von Neapel im Fall eines Kriegs Frankreichs gegen Oestreich letzterer Macht ein nur geringes Truppencorps zur Hilfe senden, denn die Gährung, besonders auf Sicilien, soll noch so bedenklich sein, daß nur eine starke Militairmacht von fremden, angeworbenen Truppen dieselben für den Augenblick zu unterdrücken vermag. Kein Soldat wird diese Vortheile der Position Sardiniens überschätzen. Italienische Recruten und Neapolitanische Ueberläufer sind eine Hilfe von zweifelhaftem Werth, aber ganz außer Rechnung darf man sie doch nicht, am wenigsten von östreichischer Seite, lassen.

Dies sind im Wesentlichen die Zustände des sardinischen Heeres, des besten, welches Italien besitzt. Man sieht, es ist noch immer, trotz der zweijährigen Niederlagen, ein nicht zu verachtender Feind. Nur die Zustände, wie sie sind, habe ich hier gegeben, weder zu ihrem Lobe, noch Tadel das Mindeste selbst hinzugefügt. Daß man dieselben aber sowol in Paris, wie in Wien genau kennt, ist entschieden. Zahlreiche Beobachter aus beiden Hauptstädten sind im Königreiche Sardinien gegenwärtig und versäumen nicht, ihre Erfahrungen einzusenden. So lange Frankreichs Heer nicht das Signal zum Kriege giebt, ist dieser italie-

nische Haß gegen Oestreich ungefährlich, ertönt aber der erste französische Kanonenschuß, so lodert er auf's Neue mit verheerender Wuth auf. Weil man dies aber in Wien recht wohl weiß, ist man friedlich, sehr friedlich gegen den künftigen französischen Kaiser gesinnt. Mag Kaiser Nikolaus auch noch so drängen, und seinen Nestor Mettelrode sogar nach Neapel senden, dort selbst ein Bündniß abzuschließen, gerade seiner italienischen Provinzen wegen wird Oestreich sich nur im allergrößten Nothfall zu einem Kriege mit Frankreich entschließen. Es liegt hierin eine nicht geringe Bürgschaft, daß der Friede noch nicht sobald gestört werden wird, wenigstens von Seite der östlichen Mächte.

In dem nächsten Artikel noch Einiges über die inneren Verhältnisse des sardinischen Staates.

## Die Verschönerung der Landschaft durch den Menschen.

Es ist eine charakteristische Eigenthümlichkeit der modernen Bildung, daß sie mit Wärme, ja mit Leidenschaft das Schöne in der Natur aufsucht, und wo es nicht vorhanden ist, in sie hineinzubilden strebt. Die Ausbildung unsrer Landschaftsmalerei, die Richtung der Gartenkunst auf Landschaftsgärten, auch die verschiedenartige Darstellung landschaftlicher Eindrücke und Stimmungen in den Schulen der deutschen lyrischen Poesie können als Beweis dienen, wie originell dieses Streben, das menschlich Schöne in den Bildungen der Natur zu erkennen, bei dem jetzt lebenden Geschlecht ausgebildet ist. In dem Bestreben, durch kunstvolle Anlagen das Schöne da, wo es in der Natur fehlt, zu schaffen, ist man bei großen und kleinen Gartenanlagen nicht stehen geblieben, sondern hat das Bedürfniß gefühlt, größere Räume, ganze Gegenden und Landschaften nach den Regeln der Schönheit, welche der Mensch in sich trägt, umzubilden. Zuerst in der Theorie. Es ist Vieles und darunter einiges Gute über Landesverschönerungen geschrieben worden\*),

\*) In Deutschland versuchte das zuerst Hirschfeld und seine Schule, oft ziemlich unpraktisch. In Frankreich schrieb der Freund Rousseau's, Marquis Girardin, ein Werk: Des moyens d'embellir la nature autour des habitations, ein Buch mit vielen guten Ideen und gesunden Ansichten. Auch Goethe in seinen Wahlverwandtschaften sprach in seiner Weise geistreich und bedeutend darüber. Vieles Uregende findet sich in dem Gartenwerk des Fürsten Pückler. Werthvolles und Praktisches in der kleinen Schrift von G. Lucas, Anleitung zum ländlichen Gartenbau. Das neueste Werk: Reichenau, oder über Landesverschönerung, von Hermann Jäger, J. J. Weber 1851, entwickelt in Form eines Romans vortreffliche Ansichten. Das Buch des verdienstvollen Mannes ist dem gegenwärtigen Aufsatz zu Grunde gelegt. Wer näheres Interesse an dem Gegenstand nimmt, wird dringend darauf verwiesen.